

Rede zur Ausstellungseröffnung von „Schwesterherz“

Dr. Hanne Landbeck

19. September 2010 in Petzow

Oh meine Rosen. Herzen. Mögt Ihr bleichen

Eine Art von Renaissance

Der Kulturkreis Petzow schafft es mit der dynamischen Kraft von Ute Fürstenberg immer wieder neu, sich diese kleine Kirche anzuverwandeln. Ein Mittel der Schöpfung bleibt dabei konstant: die Kommunikation, der Dialog, das Gespräch. Gaben sich in den vergangenen Ausstellungen die Künstlerinnen ihre Impulse gegenseitig – entweder durch postalisches Hin und Her der Werke, auf die sie reagierten, oder durch gemeinsame Produktion, so schwingt heute das Erbe von sechs bereits verstorbenen Künstlerinnen in den aktuellen Arbeiten der sechs quicklebendigen Frauen mit. Diese darf ich Ihnen erst einmal vorstellen:

Gisela Gräning, Heike Isenmann, Heike Lüders, Annette Strathoff, Petra Walter-Moll und Alexandra Weidmann.

Oh meine Rosen. Herzen mögt ihr bleichen

Manchmal schleichen sich vor allem bei der Betrachtung von Frauenleben Gedanken an Verzagtheit, Vergeblichkeit, Betrübnis ein. Die Zeile „oh meine Rosen. Herzen mögt Ihr bleichen“ von Gertrud Kolmar scheint wie eine Zusammenfassung mancher Künstlerinnenschicksale.

Lassen Sie mich den melancholischen Ton ein bisschen beibehalten: warum musste Maxie Wander so früh sterben; warum wird Hannah Höch trotz ihrer Bekanntheit nicht auf demselben Rang situiert wie Raoul Hausmann, warum kennt man die Gedichte der offensichtlich hoch begabten Kusine von Walter Benjamin nicht, wogegen seine Schriften immer noch als aktuell und hoch modern verehrt werden, wieso spricht niemand von Renate Schamal, aber alle von Aristide Maillol; wieso sind die Fotografien von Marie Goslich nicht ebenso bekannt wie die von August Sander? Ich habe mir die

Mühe gemacht, bis zum Buchstaben D im großen Band der „Kunst des 20. Jahrhunderts“ nachzuzählen: von 170 aufgeführten Künstlern sind ganze neun Frauen.

Auch um dieses Verhältnis ein bisschen auszugleichen, ist Kulturland Brandenburg in diesem Jahr beherzt mit dem Thema „Mut und Anmut. Frauen in Brandenburg-Preußen“ an die Öffentlichkeit gegangen, und hier sehen wir eine besonders wegweisende Ausstellung von Werken aktueller Künstlerinnen, die auf das Leben, die Arbeitsweise, die Materialität und die Themen von bereits verstorbenen Künstlerinnen reagieren. Sie gestalten damit eine besondere Art der Renaissance.

Gisela Gräning schafft einen sehr persönlichen Bezug zu ihrer Freundin und Künstlerkollegin Renate Schamal. Die Bildhauerin ist im Jahr 2009 verstorben, Gisela Gräning nutzt für ihre Fotokollagen zwei Porträts. 1950 schaut uns eine selbstbewusste, ernste junge Frau aus energischen dunklen Augen an. Rot aber umflimmert sie die Gefahr ihres schwachen Herzens, von dem sie zu dieser Zeit – Schamal wurde 1923 geboren – noch nichts weiß. Gisela Gräning, studierte Biologin, legt die Herzklappen der späteren Schamal über deren junges Gesicht und schafft durch die blaukühle Umgebung feinsinnig eine Tiefe, die man auch Schicksal nennen könnte. Schamal als junge Frau blickt bildmässig präsent an uns vorbei; in „Blick II“ tritt sie als freundlich schauende, weichherzig wirkende Frau an den Rand des Bildes, Luftiger wirkt sie da, als wäre sie an der Schwere ihrer körperlichen Last gewachsen – federnd transportiert diese Stimmung Hoffnung und Zuversicht. Zwischen diesen beiden Bildern spannt Gisela Gräning den Lebensbogen der Bildhauerin, die von Disziplin zur Leichtigkeit, von angestrebtem Wollen zu einverstandenen Dasein gefunden zu haben scheint. Gräning bezieht sich weder auf die Technik der Bildhauerin noch auf ihr Werk, sie eröffnet einen persönlichen Bezugsraum, in dem sich das Werk von Schamal dennoch leicht situieren lässt.

Mit Anna Dorothea Therbusch wagt sich **Heike Isenmann** an eine der erfolgreichsten Malerinnen zur Zeit der Aufklärung und des Rokoko. Die Porträtmalerin schaffte es, Mitglied dreier Akademien zu werden und arbeitete für Katharina II und Friedrich den Großen. Ihr Selbstbildnis von 1771 zeigt eine kokette, selbstbewusste Frau, das von 1782 kann durchaus auch als selbstironisch gedeutet werden. Heike Isenmann nun

ließ sich mehrfach von der Wahlschwester inspirieren: In ihrer Arbeit mit dem beziehungsreichen Titel: „Jägerin unter Gejagten“ stellt sie sich ebenfalls selbstbewusst und selbstironisch dar, die Inszenierung durch präzise ausgewählte, scheinbar charakterisierende Elemente versetzt uns das Selbstporträt in eine imaginierte Welt – trickreich kehrt Isenmann die Funktion der Fotografie als das Wirklichkeit abbildende Medium einfach um - und lässt den Betrachter amüsiert und ein bisschen verwirrt zurück. Das schiefe Hütchen, das Spitzentuch, die Flinte – das sind Accessoires einer Frau, die humorvoll mit sich umgehen kann – noch nicht mal Lady Gaga nutzt die Flinte, die wir allenfalls von der amerikanischen Vizepräsidentenkandidatin Sarah Palin kennen.

Selbstbehauptung – Selbstvergewisserung – und Versteckspiel machen aus dieser Fotografie ein vielschichtig interpretierbares inszeniertes Ich.

Anna Dorothea Therbusch erlebte zu ihrer Pariser Zeit Geldmangel, der heute ständiger Begleiter vor allem von Künstlerinnen ist. Wie Therbusch wollte Isenmann aktuelle Fürstinnen porträtieren, sie bat Politikerinnen, Starköchinnen und andere Frauen des öffentlichen Lebens um einen Auftrag. Bis jetzt hängt ihr Selbstbildnis allein an der Wand und gibt neben dem Hinweis auf die veränderte Funktion des Porträts in unserer Zeit, das sich nur noch Bundeskanzlerinnen leisten – auch eine Anspielung darauf, wie mögliche Geldgeberinnen mit Antragstellerinnen umgehen.

Hannah Höch ist ebenfalls sehr bekannt gewesen, allerdings hat sie ihr Leben auch irgendwie einem noch bekannteren Mann, nämlich Raoul Hausmann, gewidmet. Zwei Abtreibungen begleiten diese kreative Partnerschaft, und es ist müßig, darüber zu spekulieren, wer von beiden die besseren Ideen hatte.

Annette Strathoff schafft mehr als eine Hommage auf das Werk von Hannah Höch. In ihrer Collage vereint sie frei einige der Motive der großen Künstlerin. Annette Strathoffs Anliegen sind heutig, sie weitet sie mit Höchs Motto: „Das Schweigen brechen“ auf die Situation der Frauen in islamistischen Familienverbänden aus, auch auf anderen Missbrauch, so den von Kindern, auf Kriegssituationen. Annette Strathoff, die in Essen Kunst studierte, aktualisiert die Technik Hannah Höchs. Auf einem zufällig gefundenen Wickelbrett bestürzt sie die Betrachter durch die so alltäglich gewordenen, inzwischen banalen Schrecken, entlässt uns aber wie in einem Wiegelied wieder in eine Oase der Ruhe, die dem Blick ein Verweilen ermöglicht und der Seele den

Druck nimmt. Unser Klischeewunsch nach einer behüteten Kindheit schwingt in dieser Arbeit ebenso mit wie die Erinnerung an ihr Vorbild und wie die banale Tatsache, dass weibliche Kunst sich eben auch immer mit Kinderschicksalen auseinandersetzt. Ganz nebenbei streift sie die Diskussion, die momentan unter dem Stichwort Sarazin geführt wird. Doch anders als der ehemalige Bundesbanker gibt Strathoff den Hinweis auf die Frauenleben, die gänzlich von der Männermacht dominiert werden, setzt sie in Beziehung zu den Kinderschicksalen, den Unschuldigen der Unschuldigen und reflektiert nebenbei den Unterschied zwischen Arm und Reich. Wir können dem Wickelbrett sogar an die Weichteile fassen, wenn wir durch die Schaukelbewegung des Hin und Her zwischen glücklicher Kindheitsvorstellung und realen Verhältnissen den Halt zu verlieren drohen.

Heide Lüders begibt sich in das Universum der Schriftstellerin Maxie Wander – „Guten Morgen du Schöne“ machte bei seinem Erscheinen nicht nur im Osten Furore, auch wir im Westen blickten gebannt auf diese Dokumentation; Heide Lüders hat das Buch in der DDR gelesen, sie litt mit der Autorin, die mit ihrem Mann aus Wien in das bessere Deutschland gekommen war, als diese 1977 nur vierundvierzigjährig an Krebs starb. Lüders macht aus der schonungslosen Offenheit, mit der Wanders vorgegangen ist, eine Tugend und hisst sie auf eine ästhetisch-sinnliche Ebene, indem sie Schrift mit Wortzeichen beziehungsreich verbindet. Die Figuren bewegen sich über der Schrift, die Silhouetten ziehen sich an und stoßen sich ab, sie scheinen einen Tanz zu vollführen. Die Schönheit der Arbeiten von Heide Lüders erscheint zunächst kontrapunktisch zur Knappheit, Wahrheitssuche, der fraktalen Infragestellung weiblichen Lebens zu DDR-Zeiten, wie Wanders es in schonungsloser und gebrochener Offenheit liefert; aber man kann auch sagen, dass Lüders die Einheit findet, die die zu jung Gestorbene vermisste, dass sie durch die auf den ersten Blick offenkundige Harmonie in ihrem Werk einen zweiten Diskurs auslöst, der uns neu auf Wanders blicken lässt, und vielleicht eine Art nachgetragenen Schutz für diese Frau bedeutet, die sich nicht nur dem System, sondern auch ihrem patriarchalischen Mann auslieferte. Somit haben wir schon mehrfach ein Thema, das ein weibliches zu sein scheint: Wie weit darf und soll die Partnerschaft mit einem Mann gehen, der die eigene Schöpferkraft zur Mehrung seines Ruhmes nutzt?

Alexandra Weidmann bedient sich frei an Motiven der Fotografin Marie Goslich, sie verleiht ihnen durch die Kombination und Technik (sie nutzt die Ölmalerei) einen neuen Kontext, wobei sie Perspektiven verschiebt und Motive zusammenbringt, die vorher nicht gemeinsam in einer Fotoarbeit auftauchten. War das Interesse von Marie Goslich, die von 1859 bis 1936 in Berlin, Potsdam und Geltow lebte, eher sozialdokumentarisch, charakterisierte sie ihre Figuren auch durch den Kontext, so verschiebt sich in den aktuellen Arbeiten von Alexandra Weidmann der Blickwinkel: Inspiriert vom Besucher mit dem großen Hut und der Sonnenbrille, der direkt einem Roman von Alfred Döblin entsprungen sein könnte, entsteht bei ihr gleich mehrfach eine Atmosphäre der Skurrilität und des Geheimnisvollen. Immer wieder taucht er auf, bildfüllend in der einen (titellosen) Arbeit, im Hintergrund bedrohlich wirkend bei der Frau mit der Tasse, die offensichtlich nichts anderes im Sinn hat, als ihren Kaffee oder Tee zu genießen. Es scheint, als schraubten sich die ungemein grünen Augen durch ihren Kopf, um nach hinten zu blicken und doch ihre Seelenruhe zu bewahren. Sie möchte ihrer Situation Herr werden – oder sollte man sagen Frau? Alexandra Weidmann, die den zumindest für westdeutsch sozialisierte Frauen ungewöhnlichen Beruf einer Informatikerin ergriff, bevor sie zur Malerei fand, hebt die soziale Spannung, die Charakterisierung der Protagonisten durch ihre unmittelbare Umgebung, in die sie bei Marie Goslich noch untrennbar eingebunden waren, auf die Ebene der inneren Zerrissenheit von Individuen. Sie geht viel näher an die – man könnte sagen – geklauten – Protagonisten heran, zoomt sich mit einem modernen Teleblick quasi bis in deren Innerstes hinein und schafft dadurch eine ganz andere Tiefen- und Oberfläche, als das ihr Vorbild tat. War der Konflikt bei Goslich noch gesellschaftlicher Natur, liegt er bei Weidmann eher im privatseelischen Bereich. Sie bringt somit Freud mit Marx zusammen.

Oh meine Rosen. Herzen – mögt Ihr bleichen

Die Stärke des im Katalog abgedruckten Gedichts lässt die Sprache Gertrud Kolmars strahlen.

Petra Walter-Moll betritt das Universum von Gertrud Kolmar mit ganz eigenen, auch weiblichen – nämlich textilen Mitteln. Sie flicht einen Kranz aus den Lebensthemen der Dichterin, so die jüdische Religion, Sehnsucht nach künstlerischer Erfüllung sowie die Frage des Verzichts und der Hingabe – in Kolmars Fall dann an ihren Vater, dessen Sekretärin sie nach dem Tod der Mutter wurde. Petra verwebt Kolmars Motive als fri-

sche Frühlingsblumen, als bedeutungsvoll-traurige Rosen und als Schrift der Thora in ihren Filzarbeiten zu einer korrespondierenden Textur, die eine magische, quasi transzendente Dimension erhält. Sinnlich und weiblich in der Technik erschuf Petra Walter-Moll einen Lebensteppich in drei Etappen, der die Sehnsucht, Inspiration und Größe von Gertrud Kolmar aufnimmt und verändert – und ihr auch ein Denkmal setzt. Kolmar verlangt in einem Vers: *an unvermessenem Glanz verbrennen – statt [...] ein langes Leben hinzusehnen*. Weder war ihr der unvermessene Glanz vergönnt, noch das lange Sehnen: Kolmar hat in Auschwitz ihr Leben verloren. Das dritte Bild legt dies nahe – und damit hat Petra Walter-Moll einen anderen Lebensbogen einer verstorbenen Künstlerin gezeichnet als Gisala Gräning das bei dem glücklicher verlaufenen Leben der Renate Schamal tun konnte. Die Forderung aber, die Petra Walter-Moll so sanft und mit einem depressiv anmutenden Ende in ihre drei Stoffgemälde legt, die Forderung nach einem eindringlichen, bedeutsamen Leben mit starken Gefühlen, diese vereint wohl alle Künstlerinnen, die hier im sakralen Raum versammelt sind.

So vielgestaltig und unterschiedlich diese sechs künstlerischen Manifestationen sind: Sie suchen gemeinsam nach der Selbstbestimmung der Frau, nach, wie Maxie Wander es ausdrückte, der Balance zwischen Kampf oder Unterwerfung, nach rückhaltloser Freiheit in der Kunst und der Freiheit zur Kunst. Renate Schamal hatte es am Herzen, uns werden heute durch diese Ausstellung die Schwesternherzen, die schlagen und die ehemaligen, an unsere eigenen gelegt. Damit sie aufschwingen, die Hoffnung erleben und wir alle unsere Lebensentwürfe ernst nehmen und verfolgen.